Beilage zu Nr. 230. – 12. Jahrg.

Die jeden Wochentag Abend erscheinende Zeitung Sächsischer Landes-Anzeiger (Chemnitzer General-Anzeiger) kostet monatlich 25 Pfg. in Chemnitz frei Haus. Mit dem Extra-Beiblatt Lustiges Bilderbuch monatlich 35 Pfg. in Chemnitz frei Haus. Außerhalb Chemnitz Zutrag. monatl. 15 Pf. Bei den Postanstalten ist der Anzeiger nur mit dem Extra-Beiblatt Lustiges Bilderbuch zu beziehen für 35 Pfg. monatlich. (Nr. 5580a 10. Nachtrag zur Postliste.)

Sonntags-Blatt

zu dem Sächsischen Landes-Anzeiger. Chemnitzer General-Anzeiger

Sonntag, 2. October 1892.

Anzeigenpreis: 6gespaltene Corpuszeile (ca. 9 Silben fassend) oder deren Raum 15 Pfg. — Bevorzugte Stelle (6gespaltene Petitzeile ca. 11 Silben fassend) oder deren Raum 30 Pfg. Bei wiederholter Aufnahme entsprechend billiger. — Anzeigen können nur bis Vormittag angenommen werden, da Druck und Verbreitung der großen Auflage längere Zeit erfordern.
Verlags-Anstalt von Alexander Wiede, Buchdruckerei, Chemnitz, Theaterstraße 5

Große Auction.

Eine Porzellan-Geschichte von Fritz Brentano.

Nachdruck verboten.

Daß ich seit meiner frühesten Jugend eine fast an Vergötterung grenzende Verehrung für frisches Wasser empfinde, wird mir hoffentlich in den Augen all' derer, welche die nachfolgende Leidensgeschichte lesen, nichts schaden. Auch nicht bei den mir bekannten Wirthen, wenn ich von vornherein die Versicherung gebe, daß ich die edle Gottesgabe nicht etwa mit Leidenschaft innerlich verwerthe. Nein, soweit geht meine Hochachtung für das kühle Universalnaß nicht, und ich ziehe für diesen Gebrauch jederzeit ein Glas „Echtes", wenn es sein muß, einen Humpen Rothweins, im Nothfalle sogar eine Flasche Chateau Margaux entschieden vor.

Aber äußerlich treibe ich die Verschwendung des Wassers sehr weit. Ich lege dieses Geständniß hier öffentlich nieder, selbst auf die Gefahr hin, daß es mein Hauswirth liest und mir eine Extrasteuer für den übermäßigen Gebrauch der Wasserleitung in meinem nächsten Miethskontrakt setzt. Das wird indessen den stark ausgeprägten Reinlichkeitssinn, der mich von jeher beseelte, nicht eindämmen. Ich kann für ihn noch weitere Opfer bringen, nachdem mir jüngst eines auferlegt worden ist, so unheimlich groß, daß mir mitfühlende Herzen ihre Theilnahme hoffentlich nicht versagen werden.

* * *

Ich bin ein Freund aller wirklichen Kunstgenüsse, rauche mit Vorliebe theure Cigarren und kann mich mit einer gewissen Andacht tagelang in die Lektüre eines interessanten Buches versenken. Aber all' dies wiegt mir nicht die Wonne des „Plantschens" in einer großen Waschschüssel auf. Darüber geht mir nur Eines — das Baden. Allein, da man naturgemäß nicht immer im Seebad, oder in einer Badewanne sitzen kann, muß ich mich schon vorwiegend mit der Waschschüssel begnügen, die bei mir allerdings stets vom größten Caliber ist, so daß ich meinem sechsjährigen Buben wiederholt dabei ertappte, wie er besagte Schüssel als Operationsfeld für sein blechernes Dampfschiff benutzte, das ich ihm im vorigen Jahre zum Geburtstag geschenkt habe.

Das Glück, als verheiratheter Staatsbürger eine so große Waschschüssel zu besitzen, entschädigt mich für die schmerzlichen Entbehrungen, welche ich mir in dieser Beziehung so lange auferlegen mußte, als ich im trostlosen Stande des Chambregarnisten mein Leben vertrauerte. Was ich während dieser Zeit gelitten habe, wird nur derjenige begreifen, dessen Plantschleidenschaft, wenn auch nur annähernd, der meinigen gleichkommt.

Man kennt sie ja, diese einschläfrigen Berliner Waschtische, welche in irgend einem dunklen Winkel des Miethszimmers ihr kümmerliches Dasein fristen, über denen ein halbblinder Spiegel hängt, der, gleich dem unglücklichen Pferde in einem Bergwerk, niemals das Sonnenlicht erschaut und worin man nur bei starker Beleuchtung seine Schönheit bewundern kann. Schaudernd gedenke ich des Porzellangefäßes, welches das obige Möbel ziert und eher einem Finkennapf, wie ihn jeder nur halbwegs vernünftige Vogelzüchter in den Käfig seiner Pfleglinge setzt, als einem Waschbecken gleicht — jenes Gefäßes, das sofort beim Eintauchen der Hände überläuft, unsere Schlafschuhe in permanente Nässe setzt und zur Ursache wird, daß wir beim Auszuge einen gehörigen Posten für den verdorbenen Teppich auf unserer Rechnung finden.

Gottlob, diese Calamitäten liegen weit hinter mir. Wenn ich sie, was zuweilen vorkommt, im Traum der Nacht nochmals durchmache, so tröstet und beruhigt mich beim Erwachen ein Blick auf meinen großen, mit dem ganzen Raffinement eines Fanatikers der Reinlichkeit ausgestatteten Waschtisch, auf dem ein Waschbecken prangt, das an Umfang nichts zu wünschen übrig läßt.

Vor sechs Wochen stellten wir ein neues Dienstmädchen ein. — Dienstmädchen sind bekanntlich keine Engel, und eine vernünftige Hausfrau ist schon zufrieden, wenn das ihrige nur einen Hauptfehler besitzt, vorausgesetzt, daß er nicht in Unehrlichkeit besteht. Der Hauptfehler unserer neuen Line war etwas kostspielig. Er gab sich in einem beständigen Klirren und Rasseln kund, das mich oft mehrere Male des Tages veranlaßte, von meinem Schreibtisch nervös aufzuspringen, nach der Thüre zu stürzen und meiner Frau zuzurufen:

„Was hat sie denn nun wieder zerschmissen?!"

Jung Line war nämlich eine entschiedene Feindin alles Zerbrechlichen. Vorwiegend schien sie Gegenstände aus Glas und Porzellan mit ihrem Haß zu beehren. Das gab mir zu denken, und so oft ich am frühen Morgen Toilette machte, konnte ich mich trüber Ahnungen wegen der Zukunft meines Waschbeckens nicht erwehren.

Während der ersten zwölf Tage nach Linens Dienstantritt gingen diese Ahnungen nicht in Erfüllung. Ich wiegte mich schon in einer gewissen Sicherheit, als mich am dreizehnten Tage ein schwerer Fall und ein heftiges Gerassel, welche aus dem Schlafzimmer tönten, wieder einmal aufschreckten .... Lassen Sie mich über die nachfolgende Scene einen Schleier ziehen! Die Unglücksperson hatte natürlich mein Waschbecken zerschlagen und ich tobte wie eine verwundete Löwin, der man vor ihren Augen das Junge getödtet hat. Ich hatte zwar noch niemals Gelegenheit, eine „Königin der Wüste" in solcher Situation zu beobachten, habe aber die Ueberzeugung, daß sie in dieser ihre Feinde auch nicht ärger anbrüllen kann, als ich Lina beim Anblick der Porzellantrümmer. Ich glaube, ich machte sogar von dem Paragraphen der Gesindeordnung Gebrauch, welcher der Herrschaft ein gelindes Züchtigungsrecht zuerkennt. Das Mädchen heulte, meine Frau versuchte mich zu beruhigen, mein Junge verkroch sich unter dem Tisch, und Schnudi, unser Pudel, schien meine Wuth zu theilen, denn er rannte wie ein Besessener im Zimmer umher und bellte die Uebelthäterin an.

Aber alles dies machte das Prachtstück meines Waschtisches nicht wieder ganz und es mußte Ersatz beschafft werden. Das leuchtete auch meiner Frau ein, denn nach Tisch legte sie mir das Morgenblatt vor und deutete schweigend auf ein Inserat folgenden Inhalts:

Große Auction.

Wegen schleuniger Aufgabe des Geschäfts werden

Glas-, Steingut- und Porzellan-Waaren

zu Schleuderpreisen

Seydel-Straße 48

so lange der Vorrath reicht, verauctionirt.

Ganz besonders aufmerksam wird auf eine Partie

prachtvoller Waschservice

gemacht. Der Auctionator.

Prachtvolle Waschservice! Das war mein Fall! Ich betrachtete das Inserat als einen Wink des Himmels, dem natürlich sofort Folge geleistet werden mußte, und befand mich eine Stunde später mit meiner Frau auf dem Wege nach der Seydelstraße 48.

Das in dem Auctionslokal angehäufte Waarenlager machte einen vielversprechenden Eindruck und ganz besonders imponirten mir die Waschservice, die in reicher Auswahl mehrere Regale der breiten Hinterwand zierten. Eine vereinzelte Schüssel namentlich erregte gleich meine Aufmerksamkeit, sie war, wenn mich mein Augenmaß nicht trog, noch größer als die, welche Linens Zertrümmerungswuth zum Opfer gefallen war, und ich gelobte mir, sie um jeden Preis in meinen Besitz zu bringen.

Freilich mußte ich meiner Kauflust vorläufig noch einen Dämpfer aufsetzen, denn der Herr Auctionator belehrte mich, daß die Versteigerung der Waschservice erst in einer Stunde beginnen würde. Nun kenne ich aber meine liebe Frau zur Genüge. Würde ich diese Stunde in dem Auctionslokal verbracht haben, so hätte sie eine lange Reihe von Dingen erfunden, die unserer theuren Line erneute Veranlassung gegeben hätten, ihren Haß gegen Glas und Porzellan zu bethätigen.

Dem mußte vorgebeugt werden, und so beredete ich meine zartere Hälfte unter dem heuchlerischen Vorwand, daß ich meinen gewohnten Nachmittagsmokka vermisse, dazu, die Stunde in dem nahen Wiener Café zu verbringen, indem ich auch Gebäck mit Schlagsahne, das sie leidenschaftlich verehrt, durchschimmern ließ. Dies zog denn auch, und ich kam mit einer Mark zehn Pfennigen über die Wartezeit hinweg, die mich, falls ich sie im Auctionslokal verbracht hätte, wahrscheinlich das Zehnfache gekostet haben würde. Ich hatte denn auch das Glück, das Waschbecken für zwei Mark 50 Pfennig zu erstehen, trotzdem es, wie der Auctionator versicherte, unter Brüdern das Doppelte werth sei. Das Anerbieten eines im Lokal herumlungernden Burschen, mir das Geschirr nach Hause zu bringen, lehnte ich ab und trug die in Zeitungspapier gehüllte Riesenschüssel selbst unter dem Arm davon. Es war nicht gerade angenehm, vielleicht auch nicht ganz gentlemanlike, aber sicherer — freilich auch beim Einnehmen unserer Plätze im Pferdebahnwagen mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft, da ich mich unter dem malitiösen Kichern verschiedener Fahrgäste vergeblich bemühte, das zerbrechliche Paket irgendwo unterzubringen, und mich schließlich genöthigt sah, es mit beiden Händen vor mir auf den Knieen zu halten.

Meine Frau hatte mir allerdings den Vorschlag gemacht, eine Droschke zu nehmen, ihn aber sogleich zurückgezogen, als ich ihr auseinander setzte, daß man bei solchen Gelegenheiten sparen müsse, da ja sonst die Vortheile einer derartigen Auction wieder illusorisch würden.

Als der Schaffner den üblichen Obolus einkassirte, hatte ich — mein altes Pech — kein kleines Geld. Meine Schüssel mit beiden Armen umklammernd, entnahm ich meinem Portemonnaie ein Zehnmarkstück, das ich dank meiner unbequemen Situation natürlich fallen ließ und das eben so natürlich auf der Stelle unter den Füßen der zahlreichen Wageninsassen in jener geheimnißvollen Weise verschwand, die mich und gewiß auch Andere schon oft zur Verzweiflung gebracht. Die krankhafte und erfolglose Suche nach dem Goldstück versetzte die Mitfahrenden in unangenehme Aufregung, und mir blieb schließlich weiter nichts übrig, als dem Schaffner abermals 10 Mark zu reichen. Während er mir herausgab, bemerkte ich, daß ein alter, mürrisch dreinschauender Herr, der ziemlich schäbig gekleidet war, sich bückte und Etwas vom Boden aufhob, was nach meiner Ansicht nichts Anderes als mein verlorenes Goldstück sein konnte. Als er indessen keine Miene machte, es mir zurückzugeben, regte sich in mir die Galle, und ich sagte ihm ziemlich unverblümt die Fundunterschlagung auf den Kopf zu.

Na, da kam ich schön an! Wie ein gereizter Tiger fiel der Alte über mich her, und die sich nun abspielende erregte Scene endigte damit, daß er, als der Wagen am Alexanderplatz hielt, einen dort postirten Schutzmann herbeirief, mich dann zum Aussteigen nöthigte und meine Persönlichkeit feststellen ließ. Dann zog er unter allerlei geheimnißvollen Drohungen ab, und ich rettete mich, mein Waschbecken und meine Frau schleunigst in eine Droschke erster Güte, um den Auslassungen des süßen Mobs zu entgehen, der sich rasch um uns angesammelt hatte.

O, hätte ich diese Droschke doch früher genommen!

Als ich, zu Hause angelangt, meine Rechnung machte, fand ich, daß das billige Waschbecken doch etwas theuer geworden sei. 30 Pfennig für die Hinfahrt nach der Seydelstraße, 1 Mark 10 Pfennige für Kaffee ꝛc. 2 Mark 50 Pfennig das Geschirr, 10 Mark 30 Pfennig für die Rückfahrt bis Alexanderplatz und 1 Mark für die Droschke — in Summa 15 Mark 20 Pfennige.

Kirchliches.

Kirchliche Armenpflege.

Bei dieser Frage gilt es, von dem Grundgedanken auszugehen, daß die Gemeinde die Pflicht hat, Seelsorge an ihren Gliedern zu üben. Die Seelsorge hat aber dann ihren Zweck durchaus nicht erreicht, wenn das — geistlich oder leiblich — kranke Gemeindeglied wieder für die Theilnahme an der Predigt gewonnen ist. Seelsorge im evangelischen Sinne ist Erziehung zu christlichem Charakter, zu christlichem Glauben und Leben. Diese ist aber nur möglich durch eine unablässige und stetige Einwirkung und zwar einmal durch sittlich religiöse, christlich geläuterte, vom heiligen Geist getragene Persönlichkeiten und sodann durch die ganze Umgebung der Gemeinschaft. Es ist ja wohl klar, daß wir mehr erzogen werden durch die Gemeinschaft, in der wir leben, als durch eine einzelne Persönlichkeit, die uns hier und da einmal gegenüber tritt. Der Ausgangspunkt aller kirchlichen Armen- und Kranken-Pflege muß darum die Selbstthätigkeit der Gemeinden sein. Diese ist durch unsere Kirchenvorstands- und Synodalordnung geweckt und gehoben worden. Der Einrichtung und der Thätigkeit der Kirchenvorstände verdanken wir im kirchlichen Leben sehr viel. Aber diese Selbstverwaltung und Selbstthätigkeit der Gemeinden durch das Organ des Kirchenvorstandes hat sich leider zunächst nur auf ökonomischem Gebiete gezeigt, aber noch recht herzlich wenig auf religiösem und socialem Gebiete. Die Kirchenvorstands- und Synodalordnung bezeichnet aber als den vornehmlichsten Beruf des Kirchenvorstandes „unter Anregung des Amtes die Kirchgemeinde zu einer Pflanzstätte evangelisch-christlichen Glaubens, Sinnes und Lebens zu gestalten und in Sonderheit für Erhaltung von Zucht und Sitte und Belebung des christlichen Sinnes in der Kirchgemeinde besorgt zu sein." Dazu gehört aber doch wahrhaftig die Armen- und Krankenpflege, die mehr als jede andere Thätigkeit einen Einblick gewährt in das Leben unsrer Gemeinden und die uns erkennen läßt, wo denn die ungeheuren Gefahren stecken, die Tausende an Leib und Seele zu Grunde gehen lassen, und wo die Quellen der ungeheuren sittlichen Schäden, des religiösen und moralischen Niederganges liegen, den wir so sehr beklagen. Durch die Arbeit in der Armen- und Krankenpflege, die sich mit elementarer Gewalt der Verhältnisse den Kirchenvorständen aufdrängt, wird eine neue Phase in deren Geschichte und damit in der Geschichte der Entwickelung unsres kirchlichen Lebens eintreten.

*Nach altchristlicher Anschauung und Uebung müssen Seelsorge und Liebesthätigkeit ungetrennt bleiben. Gott hat sie in seinem Reich zusammengegeben, Christus sie bestätigt und geübt. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch, auch ein Verein, und wäre es ein Wohlthätigkeitsverein nicht scheiden. Luther ist von Anfang an für eine kirchliche Armen- und Krankenpflege eingetreten. Er schlug vor, daß jede Stadt ihren „geistlichen Gemeinkasten und Almosen haben und die Kirchendiener darauf sehen sollten, wer die armen Leute seien, und wie sie leben, und daß man nicht den faulen Streichern Raum lasse, die Leute zu beschweren." Die evangelische Kirche hat sich aber dieses Band der Armenpflege und Seelsorge durch ihre Sammselsigkeit zerschneiden lassen. Das ist ihre Schuld. Sie darf aber diesen Zustand nicht länger dulden. Sie wird damit die Armenpflege der bürgerlichen Gemeinde und die Wohlthätigkeitsübung freier Vereine, die sie vorfindet, nicht in ihren Arbeiten stören. Die bürgerliche Gemeinde hat ohne Rücksicht auf seelsorgerliche Zwecke dafür zu sorgen, daß keins ihrer Mitglieder durch Hunger und Obdachlosigkeit zu Grunde gehe. Sie giebt das zur Lebensfristung Unentbehrliche und betrachtet das Gewährte nur als einen Vorschuß, den der Arbeitsfähige zurückzuzahlen verpflichtet ist. Die kirchliche Armenpflege wird sich oftmals dort fernhalten müssen, wo jene handelt. Umgekehrt wird sie dort oft eingreifen, wo die Pfleger der bürgerlichen Gemeinde es nicht können und die der freien Vereine nach ihren Grundsätzen es nicht dürfen, wo der Noth vorgebeugt werden muß oder wo die Noth noch nicht in Erscheinung getreten ist. Für die bürgerliche Armenpflege so gut wie für die der freien Vereine hört das Interesse am Pflegling allemal dann auf, wenn die Noth aufhört und wenn die Bedürftigkeit zu schwinden beginnt, oder vielmehr wenn die Noth nicht mehr in die Erscheinung tritt, wenn die Begleiterscheinungen wirthschaftlicher Noth zurücktreten. Die Noth selbst wuchert weiter und zerstört die Lebenskräfte. Das Interesse am Pflegling wird erst dann wieder rege, wenn er selbst wieder, von der Noth gezwungen, sich an die helfende Stelle wendet. Man kann hierbei ganz davon absehen, daß es in der Praxis so ist, daß die gesetzlich geübte Armenpflege immer das Bestreben haben muß die Unterstützung so bald wie möglich zurückzuziehen, da sonst die Gemeindevertretung und die Steuerzahler über die hohe Last der Armenverwaltung klagen. Weiter braucht die gesetzliche Armenpflege, die sich darauf beschränkt, nicht verhungern zu lassen, keine Antwort auf die Frage zu geben, wodurch der Hilfesuchende so tief gesunken ist. Auch die freie Wohlthätigkeit stellt diese Frage nur, um höchstens darnach die Würdigkeit und den Grad der Bedürftigkeit zu ermessen, aber nicht um die Quelle der Noth zu verstopfen oder um den Hilfesuchenden fähig zu machen, den Tiefpunkt seiner Nothlage zu überwinden. Vielleicht giebt der Pfleger sich die Antwort selber, auch ohne theoretische Vorschulung aus der Praxis seiner Fälle, aus den Lebensschicksalen seiner Pfleglinge.

Demgegenüber hat die kirchliche Armen- und Krankenpflege dauernd sich der Pfleglinge anzunehmen, immer mit dem Ziele, den Gepflegten zu einem gesunden lebendigen Gliede der Gemeinde zu machen. Leben zeigt sich aber in Thätigkeit, also muß der Pflegling zu einem Gliede werden, das nun selbst im Stande ist, Andern zu helfen. Schritt für Schritt muß die Liebesthätigkeit an sittliche Forderungen geknüpft werden, weil es Glieder unserer Gemeinde sind, die wir pflegen, mit denen wir zusammen in der Gemeinschaft des evangelischen Glaubens und Lebens stehen. So wird sie stets in den Dienst der Seelsorge gestellt, einer Seelsorge, die die Gesammtheit am Einzelnen treibt. Sie muß stets dessen eingedenk bleiben, daß ihr Zweck nicht blos die Rettung, sondern die Erneuerung der Seele ist. Mit der Hilfe verbindet sie die Ermahnung. Anfangs werden Viele dies sich nicht gefallen lassen, weil sie meinen, ein ebensolches Recht auf unsre Hilfe zu haben, wie auf die Hilfe der bürgerlichen Gemeinde. Unsere Hilfe aber wird an Bedingungen geknüpft; werden die Bedingungen nicht erfüllt, so muß die Hilfe versagt werden, ohne daß die Pflege und Erziehung aufhört. So allein kann der sociale Gedanke des Christenthums vom allgemeinen Priesterthum, von der Durchdringung der Welt, der Gesellschaft durch die Gemeinschaft des Reiches Gottes verwirklicht werden. Die ganze Gesellschaft muß sehen und fühlen, daß die Christengemeinde das Gewissen der Welt ist, welches reagiert gegen die Noth in der Welt, und die Noth nicht bloß abstellen, sondern aufheben d. h. die Quellen verstopfen und den Nährboden derselben gesund machen will.

Nichts macht eine erziehliche Einwirkung auf die, die an ihrer Noth selbst schuld sind, so leicht unmöglich, als das Vorhandensein vieler Wohlthätigkeitsvereine, an die sich „die Noth" wenden kann wie an die Aerzte oder an die Rechtsanwälte. Nimmt der Eine die Sache nicht an, so der Andere. Zuletzt wird doch immer ein Verein zu täuschen sein, wenn die Anderen auch schärfer zusahen und der Client oder Patient unzufrieden sich weiter wandte. Hier gilt es das Gewissen wieder zu wecken, und zwar das Gewissen der Gemeinschaft, nennen wir es einmal das Sozialgewissen. Cx.